

›STEINE DES ANSTOSSES‹. ZUM KONFLIKTPOTENZIAL GEALTERTER KRIEGERDENK- MÄLER AM BEISPIEL DES ›76ER-DENKMALS‹ IN HAMBURG

Hanno Schinke

2014 jährte sich der Beginn des Ersten Weltkrieges zum 100. Mal. Nicht zuletzt aufgrund der massiven Präsenz dieses Ereignisses in den Medien ging damit auch in Deutschland eine intensive und vielschichtige Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte einher. Einen besonderen Zugang zu dieser Geschichte stellen Denkmäler dar. Potenziell für die Ewigkeit errichtet, spiegeln sie eine spezifische Sichtweise auf die Vergangenheit wider, die im kulturellen Kontext ihrer Errichtung verankert ist.

Besonders deutlich wird dies am Beispiel von Kriegerdenkmälern, wie sie seit Beginn des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland errichtet wurden. In ihnen drückt sich eine Haltung zum Krieg aus, die aus dem Blickwinkel der Gegenwart nicht nur befremdlich, sondern mitunter auch bedrohlich wirken kann. Demnach hat es den Anschein, als könnten Denkmäler auch unabhängig von ihrer materiellen Beschaffenheit *altern* und deshalb als ›Steine des Anstoßes‹ zum Ausgangspunkt und Gegenstand gesellschaftlicher und politischer Konflikte werden.¹

Auf der Grundlage des kulturtheoretischen Gedächtniskonzepts von Jan und Aleida Assmann frage ich in diesem Beitrag nach den Bedingungen und Ursachen des Alterungsprozesses von Denkmälern. Zunächst werde ich dazu das erwähnte Gedächtniskonzept vorstellen und dabei insbesondere auf den instrumentellen Charakter des ›politischen Gedächtnisses‹ eingehen. Vor diesem Hintergrund wird anschließend gezeigt, auf welche Weise Kriegerdenkmäler bis in die Zeit des Nationalsozialismus mit einer spezifischen Bedeutung versehen und als Instrument zur politischen Meinungsbildung genutzt wurden. Daran anknüpfend wird dieser Prozess am Beispiel des ›76er-Denkmal‹ in Hamburg dargestellt und beschrieben, wie dieses nach dem Ende des Nationalsozialismus für nachfolgende Generationen zu einem ›Stein des Anstoßes‹ wurde. Abschließend wird erörtert, inwieweit

1 Vgl. dazu *Peter Springer*: Denkmal und Gegendenkmal. In: Ekkehard Mai/Gisela Schmirber (Hg.): Denkmal – Zeichen – Monument. Skulptur und öffentlicher Raum heute. München 1989, S. 92–102, hier S. 92.

Alfred Hrdlickas ›Mahnmal gegen den Krieg‹ als Antwort auf die ›Alterserscheinungen‹ des ›76er-Denkmal‹ verstanden werden kann.

Das kulturwissenschaftliche Gedächtniskonzept nach Jan und Aleida Assmann

Das kulturwissenschaftliche Gedächtniskonzept, das von Jan und Aleida Assmann Ende der 1980er Jahre formuliert wurde und seitdem stetig weiterentwickelt wird, stellt vor allem im deutschsprachigen Raum den elaboriertesten Ansatz seiner Art dar. Es fußt auf einer grundlegenden Unterteilung des Gedächtnisses in zwei Formationen: in das »kommunikative Gedächtnis« einerseits und das »kulturelle Gedächtnis« andererseits.²

Unter den Begriff des ›kommunikativen Gedächtnisses‹ fallen wiederum das »individuelle Gedächtnis« und das »soziale Gedächtnis«. Beide dieser sogenannten ›Gedächtnisrahmen‹ konstituieren sich im Zuge symbolischer, vor allem aber verbaler Alltagskommunikation. Zwar gründet das individuelle Gedächtnis als ›Substrat‹ der persönlichen Identität notwendig auf den subjektiven und deshalb einzigartigen Erfahrungen seiner jeweiligen Trägerinnen und Träger, es ist jedoch nicht darauf beschränkt: Da der Mensch sowohl Individuum als auch Mitglied einer Vielzahl unterschiedlicher sozialer Gruppen ist (der Rahmen dieser Gruppen reicht von unwillkürlichen Familien-, Nachbarschafts- oder Schulklassenverbänden bis hin zu willkürlichen Vereins- oder Firmenverbänden etc.), ist er auch immer verschränkt mit einer Vielzahl unterschiedlicher sozialer Gedächtnisrahmen.³

Innerhalb solcher sozialer Gedächtnisrahmen werden die individuellen Erfahrungen einzelner Personen⁴ in ein gruppenspezifisches Narrativ integriert, normativ verortet und auf diese Weise mit einer gemeinsam ausgehandelten Bedeutung versehen. Die ansonsten episodischen und flüchtigen Erinnerungsfragmente des Einzelnen erlangen hierdurch ein erhöhtes Maß an Kohärenz und Glaubhaftigkeit. Durch die gemeinsame Identifikation mit den Erfahrungen anderer besitzen soziale Gedächtnisrahmen darüber hinaus eine stark vergemeinschaftende Funktion.⁵

Ebenso wie das soziale Gedächtnis, ermöglicht auch das ›kulturelle Gedächtnis‹ eine enorme Erweiterung des individuellen Erfahrungshorizontes und

2 Vgl. *Astrid Erll*: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskultur. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar 2005, S. 27 ff. Angemerkt sei hier, dass die nachfolgenden Ausführungen über das individuelle und soziale Gedächtnis in erster Linie dem besseren Verständnis des kulturellen bzw. politischen Gedächtnisses dienen. Diesen ›dialektischen Ansatz‹ erkennt Astrid Erll auch in den Ausführungen von Jan und Aleida Assmann selbst; vgl. hierzu ebd., S. 28.

3 Vgl. *Aleida Assmann*: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Bonn 2007, S. 21 ff.

4 Da das Individuum im Kontext der gemeinschaftlichen Herstellung spezifischer sozialer Gedächtnisrahmen sozial, das heißt mit Bezug auf andere handelt, könnte nachfolgend auch der Begriff des Akteurs verwendet werden.

5 Vgl. *Assmann*, wie Anm. 3, S. 23 ff.

die Identifikation mit den Erinnerungen anderer.⁶ Im Unterschied zu den kommunikativen Gedächtnisrahmen ist es jedoch nicht auf die Lebenszeit der jeweils beteiligten Individuen begrenzt.⁷ Es gehört gerade zu den wesentlichen Merkmalen des kulturellen Gedächtnisses, dass es über viele Generationen hinweg Bestand hat. Ermöglicht wird dies dadurch, dass es sich bei seinen Trägern um »materiell fixiert[e] und institutionell stabilisiert[e] Zeichen«⁸ handelt, das heißt um Objekte, Artefakte und Symbole, die dem Menschen als Erinnerungsstütze dienen und deren Wirkmacht und Langlebigkeit zwingend auf ihre wiederkehrende Interpretation und Aneignung durch den Menschen angewiesen ist.

Zwar hat sowohl das soziale als auch das kulturelle Gedächtnis einen kollektiven Charakter. Beide Gedächtnisrahmen sind jedoch zu großen Teilen das Ergebnis einer eigenständigen Identifikation der Menschen mit jeweils bestimmten Aspekten der Vergangenheit. Gemessen am Umfang einer ganzen Gesellschaft sind sie deshalb vergleichsweise vielschichtig und uneinheitlich und können auch von Konflikten – ob in einer Gruppe oder sogar im Individuum selbst – geprägt sein.⁹ Im Gegensatz dazu bildet das »politische Gedächtnis« einen Gedächtnisrahmen, dem sich das Individuum kaum entziehen kann und dessen kollektiver Charakter deshalb umso ausgeprägter ist:¹⁰ Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation ist in der Regel nicht das Ergebnis eines freien Entscheidungsprozesses, sondern Bestandteil eines hochgradig institutionalisierten Konstrukts, das an vielen Stellen in den Alltag der Menschen hineinwirkt.¹¹ Daher weist das politische Gedächtnis auch einen höheren Grad an Einheitlichkeit auf. Es erreicht seine Stabilisierung durch »radikale inhaltliche Engführung, hohe symbolische Intensität, kollektive Rituale und normative Verbindlichkeit«¹². Zu den zentralen Merkmalen des politischen Gedächtnisses gehört auch die Überführung historischer Ereignisse in die Form des Mythos. Diese Überführung ist dadurch gekennzeichnet, dass bestimmte Aspekte vergangener Ereignisse aus ihrem historischen Entstehungskontext herausgelöst und in überhöhter Weise über Generationen hinweg konserviert werden. Welche historischen Erfahrungen mit welcher Bedeutung versehen werden, um in das politische Gedächtnis

6 Vgl. ebd., S. 33 f.

7 Auch für das soziale Gedächtnis gilt, dass dessen Lebensdauer selten über 100 Jahre hinausreicht, da sich dieses einerseits aus zwischenmenschlicher Kommunikation speist und andererseits aus einer spezifischen Konstellation von Gruppenmitgliedern hervorgeht, mit deren Ableben es schließlich wieder zerfällt. Vgl. ebd., S. 26.

8 Vgl. ebd., S. 34.

9 Vgl. ebd.

10 Vgl. ebd., S. 58.

11 Man denke nur an die nationalstaatlich begründete ›Visa-Fähigkeit‹ von EU- oder US-Bürger_innen, an die gesellschaftliche Rhythmisierung durch staatliche Feiertage oder an nationalstaatlich untergliederte Sportveranstaltungen wie die Olympischen Spiele.

12 Assmann, wie Anm. 3, S. 58.

einzugehen, und wie lange sie dort wirken können, darüber bestimmen das Selbstbild und die politischen Ziele einer Nation.¹³

Wie sich besonders anhand des politischen Gedächtnisses erkennen lässt, sind sämtliche Erinnerungen, die über einen längeren Zeitraum Bestand haben, das Resultat einer »mehr oder weniger rigiden Auswahl [...], die das Wichtige vom Unwichtigen, das Relevante vom Irrelevanten und das Lebensdienliche vom Nichtlebensdienlichen scheidet«. ¹⁴ Maßgeblich für die Vitalität und den Stellenwert bestimmter historischer Erfahrungen sind dabei immer die mit den sozialen und politischen Bedingungen einer Zeit einhergehenden Erfordernisse und Wünsche einer Gesellschaft.¹⁵

Erinnerungen, besonders die im Sinne des politischen Gedächtnisses, sind also keine faktischen Abbilder der Vergangenheit. Vielmehr repräsentieren sie die vorherrschenden Normen, Überzeugungen und Bedürfnisse ihrer Trägerinnen und Träger. Der Inhalt des politischen wie des sozialen Gedächtnisses ist dabei keineswegs festgeschrieben, sondern unterliegt einem stetigen Wandel: Ebenso wie Erfahrungen durch unterschiedliche Modi der Aneignung in das Gedächtnis integriert und zu lebendigen Erinnerungen werden können, können sie auch aus ihm verbannt und deshalb auf unbestimmte Zeit vergessen werden.¹⁶

Angesichts dieser »perspektivischen Organisiertheit« des Gedächtnisses¹⁷ wird nachvollziehbar, weshalb bestimmte Aspekte der Vergangenheit vor dem Hintergrund jeweils aktueller politischer und gesellschaftlicher Umstände eine besondere Betonung erfahren. Gleichermaßen nachvollziehbar wird, weshalb eben diese Aspekte unter veränderter Perspektive einen dysfunktionalen Charakter erlangen und in ein ausgesprochen spannungsreiches Verhältnis zu den Normen und Vorstellungen der jeweiligen Gegenwart treten können.

Ein anschauliches Beispiel für diese Dynamik bilden Kriegerdenkmäler, deren ideologischer und politisch-instrumenteller Impetus sich meist nicht allein in ihrer bildhaften Gestalt ausdrückt, sondern häufig – insbesondere für heutige Rezipientinnen und Rezipienten – sehr viel expliziter in Form nationalistisch-militaristischer Inschriften. Nachfolgend soll deshalb zunächst ein Überblick über die Bedeutung von Kriegerdenkmälern in Deutschland gegeben werden, ehe ich die Geschichte des sogenannten ›76er-Denkmal‹ in Hamburg und Alfred Hrdlickas ›Mahnmal gegen den Krieg‹ in diesem Kontext erläutere.

13 Vgl. ebd., S. 40 f.

14 Ebd., S. 36.

15 Vgl. ebd., S. 157 ff.

16 Vgl. ebd., S. 51 ff.

17 Vgl. ebd., S. 36.

Kriegerdenkmäler als Instrument der politischen Meinungsbildung

Die Geschichte des Kriegerdenkmals reicht zurück bis in das frühe 19. Jahrhundert und hat sich auf deutscher Seite im Anschluss an die Befreiungskriege gegen Napoleon (1813–1815) etabliert.¹⁸ Erstmals waren es nicht mehr nur Söldner, die gegen monetäre Entlohnung in den Krieg zogen, sondern Mitglieder aller Bevölkerungsschichten, die aus Überzeugung für eine gemeinsame Sache ihr Leben ließen. Der Schlachtentod erfuhr hierdurch eine ideelle Aufladung, in deren Folge auch einfacher Soldaten in Form von Gedenktafeln und Sammelmonumenten gedacht wurde.¹⁹ Diese wurden zunächst vielfach in den Kirchen der Heimatorte der Gefallenen angebracht. Einerseits deshalb, weil es in der Regel keine leiblichen Überreste gab, die man hätte bestatten können. Das Denkmal diente also anstelle eines Grabes als Ort der privaten Erinnerung für die Angehörigen der Gefallenen.²⁰ Andererseits wies die Kirche als Ort der Erinnerung auch auf die besondere Bedeutung hin, die dem Soldatentod zugeschrieben wurde. Eine Ehre, die denjenigen zuteilwurde, die in Erfüllung ihrer ›vaterländischen Pflicht‹ ihr Leben gelassen hatten. Insofern hatte das Kriegerdenkmal schon zu seinen Anfängen eine politische Funktion, die nach 1918 und in der Zeit des Nationalsozialismus umso stärker in den Vordergrund trat.²¹

Wie für Denkmäler im Allgemeinen gilt auch für das Kriegerdenkmal im Besonderen, dass dessen primäre Funktion darin besteht, die Erinnerung an ein bestimmtes Ereignis, eine bestimmte Person oder eine bestimmte Personengruppe über einen langen Zeitraum hinweg zu erhalten.²² Dabei geht seiner Errichtung notwendig ein Entscheidungsprozess voraus, der darüber bestimmt, woran und auf welche Weise erinnert werden soll. Als »Medien der öffentlichen Erinnerungskultur« sind Kriegerdenkmäler somit auch immer zeitspezifische Kommentare, in denen die »politischen und sozialen Wertvorstellungen ihrer Initiatoren über die Zeit ihrer Entstehung hinaus«²³ ihren Ausdruck finden. Die normativen Implikationen, die sich an den Kriegerdenkmälern abzeichnen, beziehen sich dabei nicht eigentlich auf die Vergangenheit, sondern auf die Gegenwart und – bedenkt man die intendierte Langlebigkeit von Denkmälern – vor allem auf die Zukunft.²⁴

18 Vgl. *Katharina Weigand*: Kriegerdenkmäler. Öffentliches Totengedenken zwischen Memoria-Stiftung und Politik. In: Markwart Herzog (Hg.): Totengedenken und Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen (= Irseer Dialoge: Kultur und Wissenschaft interdisziplinär, Band 6). Stuttgart 2001, S. 201–218, hier S. 208.

19 Vgl. ebd., S. 208 f.

20 Vgl. ebd., S. 210.

21 Vgl. ebd.

22 Vgl. *Dinah Wijsenbeek*: Denkmal und Gegendenkmal. Über den kritischen Umgang mit der Vergangenheit auf dem Gebiet der bildenden Kunst. München 2010, S. 23.

23 *Weigand*, wie Anm. 18, S. 215.

24 Vgl. ebd., S. 204 f.

Die Geschichte des Kriegerdenkmals in Deutschland lässt diesen Gegenwarts- und Zukunftsbezug sichtbar werden. Kriegerdenkmäler dienten von Beginn an dazu, dem Tod der gefallenen Soldaten einen öffentlich erkennbaren und vor allem nachhaltigen Sinn zu verleihen. Gleichzeitig fungierte der so inszenierte Sinn als nachträgliche Rechtfertigung für das gewaltsame Sterben: Der Tod der Gefallenen war nicht umsonst, sondern diente einem höheren Ziel, für das es sich zu sterben lohnt(e). So auch im Falle derjenigen Sammelmonumente, die im Anschluss an die Deutschen Einigungskriege zwischen 1864 und 1871 errichtet wurden. Als Zeichen des errungenen Sieges gegen Frankreich wiesen sie dem Tod der Gefallenen einen höheren Sinn zu, indem sie ihn in den Dienst der Freiheit stellten. Darüber hinaus repräsentierten sie das Ergebnis einer *gemeinsamen* Anstrengung der vormals verfeindeten innerdeutschen Lager und hatten deshalb eine vergemeinschaftende Wirkung – so das intendierte Ziel.²⁵

Hierin zeigt sich die normative Funktion des Kriegerdenkmals, die zunächst in der öffentlichen und dauerhaften Vermittlung jener Ideale lag, für die die Soldaten aus der Sicht der Denkmalinitiatoren ihr Leben ließen.²⁶ So lässt sich über das Kriegerdenkmal sagen, dass es als sinnstiftender Ausdruck der Haltung seiner Errichter den »Soldatentod in einen innerweltlichen Funktionszusammenhang [rückt], der nur noch auf die Zukunft der Überlebenden zielt.«²⁷

Nach 1918 waren es vor allem die Veteranenverbände des Ersten Weltkrieges, die sich aktiv um die Errichtung zahlreicher Kriegerdenkmäler bemühten. Kriegerdenkmäler waren für sie eine Möglichkeit, eine Erinnerungsperspektive auf die kriegerischen Auseinandersetzungen und damit auf ihre eigene Vergangenheit öffentlich sichtbar zu machen, die die eigene Niederlage und das erfahrene Leid eher aussparten und den Blick zuvorderst auf »soldatische« Tugenden wie Pflichtgefühl, Opferbereitschaft, Tapferkeit, Kameradschaft und Selbstlosigkeit lenkten.²⁸

Diese Form des Vergangenheitsbezuges fand nicht nur bei den unmittelbaren Kriegsteilnehmenden starken Anklang, sondern fiel auch in weiten Teilen der Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Diese war aufgrund der zunehmenden »nationalistischen Emotionalisierung im Gefolge des Versailler Friedensvertrages«²⁹ überaus empfänglich für jede Möglichkeit, der militärischen Niederlage und der empfundenen Ungerechtigkeit der Reparationszahlungen etwas entgegenzusetzen: Die Identifikation mit den gefallenen *deutschen* Soldaten als Bestandteil der eigenen Vergangenheit erlaubte nicht

25 Vgl. ebd., S. 212.

26 Vgl. *Reinhart Koselleck*: Kriegerdenkmale als Identitätsstiftung der Überlebenden. In: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hg.): *Identität* (= Poetik und Hermeneutik, Band 8). München 1979, S. 255–276, hier S. 256 ff.

27 Ebd., S. 259.

28 Vgl. *Wijsenbeek*, wie Anm. 22, S. 24.

29 *Weigand*, wie Anm. 18, S. 214.

nur die Selbstzuschreibung der so propagierten Tugenden. Die Kriegerdenkmäler, die in der Traditionslinie und im Anschluss an die deutschen Befreiungs- und Einigungskriege errichtet wurden, begünstigten und förderten darüber hinaus ein ausgesprochen nationalistisches Gesellschaftsklima.³⁰

An dieser einerseits reduktionistischen und andererseits überhöhten Darstellungsweise soldatischer Tugend- und Wehrhaftigkeit lässt sich die politisch inszenierte Mythosbildung ablesen. Aus heutiger Sicht kann der Begriff des ›Soldaten‹ nicht gedacht werden ohne die militärische Auseinandersetzung mitsamt ihren Folgen in Form von Zerstörung, Gewalt, Tod und Verlust. Dieser Perspektive gegenüber steht die glorifizierte und glorifizierende Darstellung des Soldaten als Helden und mit ihm die Darstellung des Krieges als notwendiges Unterfangen im Sinne der Herstellung und Verteidigung der eigenen nationalen Identität. Zwar hatte auch der Soldatentod seinen Platz in der Denkmalrhetorik der damaligen Zeit. Die Bedeutung, die ihm zugeschrieben wurde, war jedoch auf die des sinnvollen und auch zukünftig Sinngebenden Opfers reduziert.

Angesichts der nahezu völligen Aussparung leidvoller Kriegserfahrungen in Deutschland seit über 70 Jahren wirken Kriegerdenkmäler auf heutige zivile Betrachterinnen und Betrachter vielfach befremdlich oder wegen der Verhüllung von Leid und Elend von Kriegen sogar verleumderisch. Als Zeugnisse des politischen Gedächtnisses, wie es in Deutschland insbesondere im 19. Jahrhundert und bis einschließlich des Ersten Weltkriegs gepflegt wurde, weisen sie jedoch eindrücklich darauf hin, dass die Interpretation der eigenen Vergangenheit untrennbar mit den politischen und gesellschaftlichen Bedingungen einer spezifischen Zeit verknüpft ist.³¹ Diese Bedingun-

30 Katharina Weigand weist an dieser Stelle darauf hin, dass sich das Motiv des »trotzigen Kriegers« zu dieser Zeit besonderer Beliebtheit erfreute – ein deutlicher Hinweis darauf, mit welcher Haltung man der neuen politischen Situation begegnete. Vgl. ebd., S. 214 f.

31 Es sei angemerkt, dass die Formierung des politischen Gedächtnisses in der Zeit zwischen dem frühen 19. Jahrhundert und dem Ende des Zweiten Weltkrieges keineswegs auf eine einheitliche ideologische und politische Entwicklung verweist. Insbesondere die Zeit zwischen den Weltkriegen war geprägt von politischen Machtkämpfen um die Deutungshoheit über die erlittenen Kriegserfahrungen. Gemeinsam war den unterschiedlichen politischen Lagern, dass sie versuchten, die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges mit Hilfe von Denkmälern und Skulpturen für ihre Zwecke zu nutzen. Während die Kommunisten und Pazifisten dabei vom klassischen Kriegerdenkmal abrückten und vermehrt andere Motive und Materialien verwendeten, hielten sowohl das sozialdemokratische als auch später das nationalsozialistische Lager an den traditionellen Denkmalformen fest. Zum einen wird hierdurch erkennbar, dass es sich beim politischen Gedächtnis um das Ergebnis eines hochgradig interessengeleiteten Auswahlprozesses handelt. Zum anderen wird deutlich, dass die Beschaffenheit des politischen Gedächtnisses nicht in erster Linie auf eine homogene Geisteshaltung der Gesamtbevölkerung schließen lässt, sondern vielmehr auf die politischen Machtverhältnisse einer Zeit hindeutet. Es repräsentiert die Haltung eines großen Teils der Bevölkerung also nur mittelbar. Für einen differenzierten Einblick in den Machtkampf zwischen den unterschiedlichen politischen Lagern, die sich der ›Kraft des (Krieger)Denkmals‹ nach 1918 bedienten, siehe: *Christian Saehrendt*: Der Stellungskrieg der Denkmäler. Kriegerdenkmäler als Medium politischer

gen haben sich in Deutschland gerade nach Ende des Zweiten Weltkrieges nochmals stark gewandelt. Damit einher ging auch eine massive Verschiebung des normativen Bezugsrahmens, innerhalb dessen der Vergangenheit gedacht wird.³² Viele Kriegerdenkmäler stehen jedoch auch heute noch und vermitteln weiterhin die in sie faktisch wie symbolisch ›eingeschriebenen‹ Werte und Überzeugungen. Dort, wo ihr unverändertes Bestehen auf eine explizite Gegenwehr durch Teile der Bevölkerung stößt – ob in einem pazifistischen, einem historisierenden oder einem religiösen Kontext oder anderen Interpretationen – und die Kluft zwischen vergangenen und gegenwärtigen Überzeugungen sichtbar wird, tritt der *Alterungsprozess* von Denkmälern deutlich zutage. Ein in dieser Hinsicht besonders anschauliches Beispiel bildet das sogenannte ›76er-Denkmal‹ in Hamburg.

Das ›76er-Denkmal‹ in Hamburg als ›Stein des Anstoßes‹

Als ›76er-Denkmal‹, mitunter auch als ›Kriegsklotz‹, wird das 1936 nach den Entwürfen des Hamburger Bildhauers Richard Kuöhl (1880–1961) errichtete Kriegerdenkmal zu Ehren des 2. Hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 76 am Hamburger Dammtor bezeichnet. Das Denkmal besteht aus einem rechteckigen Block aus Muschelkalk, der von einem Relief umlaufen wird, das in Viererreihen marschierende, voll ausgerüstete Soldaten zeigt (Abb. 1)³³.

Konflikte in Berlin. In: Barbara Korte/Sylvia Paetschek/Wolfgang Hochbruck (Hg.): Der Erste Weltkrieg in der populären Erinnerungskultur (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte, Band 22). Essen 2008, S. 73–86.

- 32 Aleida Assmann beschreibt diese Verschiebung am Beispiel des veränderten Umgangs mit dem Holocaust seit 1945. So habe erst der Einbezug der subjektiven Erfahrungsschilderungen durch Holocaustüberlebende, wie er seit den 1970er Jahren zunehmend in der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung geschah, den Holocaust zu einem transnationalen und universalen Trauma werden lassen. Über die zahlreichen affektiven Anknüpfungspunkte, die mit der Vermittlung dieser »Innenperspektive« einhergingen, habe gleichzeitig auch eine Moralisierung von Geschichte stattgefunden. Der normative Einfluss, den diese Moralisierung speziell auf den politischen, innerdeutschen Vergangenheitsbezug hat, wird besonders deutlich am Beispiel der Rede, die der ehemalige Bundestagspräsident Philipp Jenninger 1988 zum kritischen Gedenken an die ›Reichskristallnacht‹ von 1938 hielt. Jenninger versuchte über die Rekonstruktion der damaligen Geisteshaltung und der politischen Umstände zu erklären, aber keineswegs zu rechtfertigen, wie es zum Holocaust kommen konnte, um hieraus Lehren für die politische Gegenwart und Zukunft Deutschlands ziehen zu können. Nicht der eigentliche Inhalt war ursächlich dafür, dass Jenningers Rede zu einem Skandal avancierte, der ihn nur einen Tag später zum Rücktritt zwang. Vielmehr war es die monotone und wenig pathetische Weise, in der er seine Rede vortrug. Dies zeigt sich auch daran, dass der damalige Vorsitzende des Zentralrats der Juden, Ignatz Bubis, wenige Jahre später eine Rede mit ähnlichem Inhalt hielt und dafür großen Applaus erhielt. Was sich hieran insbesondere abzeichne, so Assmann, sei der Umstand, dass das politische Gedächtnis, das den weltanschaulichen Rahmen für Jenningers Rede darstellte, andere Erinnerungskonventionen umfasste als das soziale Gedächtnis, das den Rahmen für Bubis Rede darstellte. Vgl. Assmann, wie Anm. 3, S. 153–166.

- 33 Bildquelle: <https://www.22places.de/images/76er-kriegerdenkmal-hamburg-02.jpg> (Stand: 19.10.2015).



Abb. 1: Das ›76er-Denkmal‹ am Hamburger Dammtor

Bereits im Vorfeld seiner Errichtung avancierte das ›76er-Denkmal‹ zu einem Politikum. Der ›Verband der 76er-Vereine‹, der sich um die Errichtung des Denkmals bemühte, wurde angeführt von einer Reihe ehemaliger hoher Offiziere des 76er-Regiments, die »zumeist monarchistisch-nationalistisch und antirepublikanisch eingestellt«³⁴ waren. Ihnen ging es mit der Errichtung des Denkmals nicht darum, einen Ort der Trauer und des Gedenkens an die Gefallenen zu schaffen, sondern deren ›Heldentaten‹ zu glorifizieren.³⁵ Acht Jahre lang hatte der regierende SPD-Senat dieses Vorhaben verhindern können, ehe 1933 die Regierungsübernahme durch eine Koalition aus NSDAP, DNVP und DVP erfolgte. Nur ein Jahr später begann der offizielle Ausschreibungsprozess für die Einreichung der Denkmalentwürfe.³⁶ Kuühls Entwurf fand nicht zuletzt deshalb den Zuspruch der Jury, weil das Motiv der einheitlich marschierenden und kampfbereiten Soldaten »die Gemeinschaft der Frontsoldaten, als ›Vorbild für die Volksgemeinschaft‹, ganz im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie«³⁷ abbildete. Dieser politische Impetus zeigt sich auch in den Inschriften, die in das Denkmal und in die Begren-

34 *Wijsenbeek*, wie Anm. 22, S. 33.

35 Vgl. ebd.

36 Die Ausschreibung richtete sich ausschließlich an »reichsdeutsche arische Architekten und Bildhauer«. Vgl. *Wijsenbeek*, wie Anm. 22, S. 33.

37 Vgl. ebd., S. 34 f.

zungsmauern des umgebenden Denkmalhofes eingelassen sind. Neben dem berühmten Vers »Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen«, der aus Heinrich Lerschs Gedicht »Soldatenabschied« von 1914 stammt, verweist auch die Inschrift »Großtaten der Vergangenheit sind Brückenpfeiler der Zukunft« auf die in die Zukunft gerichtete Indienstnahme des Denkmals durch die politischen Entscheidungsträger: Es sollte in deren Sinn eindeutig auf den nächsten Krieg einstimmen.³⁸

In den ersten Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges blieb das Denkmal Anlaufpunkt rechtsgerichteter Verbände, häufig bestehend aus ehemaligen Mitgliedern der Wehrmacht und der Waffen-SS. Auch die noch junge Bundeswehr stellte zum Volkstrauertag stets Wachposten am Denkmal auf.³⁹ Nachdem vor allem Ende der 1960er Jahre immer wieder Anschläge auf das Denkmal verübt worden waren, wurden 1972 durch die Bezirksversammlung Hamburg-Mitte erstmals nach Kriegsende auch von politischer Seite erneut Stimmen laut, die zumindest die Entfernung von Lerschs Inschrift forderten. Dieser Vorstoß wurde vom damaligen SPD/FDP-Senat abgelehnt, auch auf Druck einer eigens hierfür gebildeten Bürgerinitiative. In der Ablehnungsbegründung des Senats hieß es, dass die Veränderung des Denkmals kein geeignetes Mittel darstelle, um die mit ihm ausgedrückte geistige Haltung zu überwinden. Stattdessen, so der Senat weiter, solle es als Mahnung vor geschichtlichen Irrtümern unverändert bestehen bleiben.⁴⁰ Gemeinsam mit dem Denkmal blieb auch der Wille zu dessen Beseitigung bestehen, der 1985 in einem Sprengversuch durch Unbekannte gipfelte, bei dem jedoch ein Großteil der Sprengladungen versagte, sodass sich der Schaden in Grenzen hielt.⁴¹ Dagegen bildete sich 1991 ein gemeinnütziger Verein⁴² zur Erhaltung des Denkmals, der seitdem darum bemüht ist, die immer wieder sichtbaren Spuren zu beseitigen, die Denkmalgegnerinnen und -gegner hinterlassen.⁴³

38 Vgl. ebd., S. 36 f.

39 Vgl. ebd., S. 39.

40 Vgl. ebd., S. 39 f.

41 Vgl. ebd., S. 41.

42 Die Rede ist hier vom Verein zur Erhaltung des 76er Denkmals e.V., Hamburg, einem durch Spenden finanzierten Verein, dessen Aufgabe sich zunächst auf die Reinigung, die Reparatur und den Erhalt ausschließlich des ›76er-Denkmal‹ beschränkte. Nach wiederkehrenden Anfragen von Bürgern wurde der Verein 1995 neu gegründet und nennt sich seitdem Bund für Denkmal-Erhaltung e.V. Die Ziele des Vereins bestehen in »[der] Pflege und Erhaltung, besonders [der] Reinigung und Imprägnierung von historischen, zeitgeschichtlichen und anderen Mahnmalen, Denkmälern und Monumenten in Hamburg und darüber hinaus, sowie Gestaltung, Erweiterung, Errichtung und Planung von Denkmälern nach jeweiliger Entscheidung des Vorstandes«. Siehe hierzu: <http://denkmal-erhaltung.com/verein.php> (Stand: 19.10.2015).

43 Der Verein verlangte bereits kurz nach seiner Gründung die Demontage der Informationstafel, die durch die Kulturbehörde installiert worden war, um über die geschichtlichen Hintergründe des Denkmals aufzuklären. Seine Forderung begründete der Verein damit, dass das Denkmal ja bereits in den 1920er Jahren konzipiert worden sei und allein zum Gedenken an die Gefallenen der Einigungskriege beziehungsweise des Ersten Weltkrieges dienen sollte. Es hätte also schon deshalb nichts mit dem Nationalsozialismus zu

Das Gedenkenmal als Verjüngungskur? Alfred Hrdlickas ›Mahnmal gegen den Krieg‹

Der andauernde Konflikt rund um das gealterte ›76er-Denkmal‹ bedurfte in den Augen des damals regierenden Senats aus SPD und FDP einer Lösung. Ein Abriss kam jedoch nicht infrage, weil in großen Teilen der Öffentlichkeit dieser sowohl als Ausdruck eines antidemokratischen als auch eines geschichtsfeindlichen Rigorismus aufgefasst werden konnte.⁴⁴ Dem ›Klotz‹ wurde deshalb 1986 das erste explizit als solches bezeichnete Gedenkenmal entgegengestellt.

Der grundlegende Zweck eines Gedenkenmals besteht darin, eine für Teile der Gesellschaft untragbar gewordene Aussage eines Denkmals zu entschärfen, ihr etwas entgegenzusetzen und sie damit in die Gegenwart zu integrieren.⁴⁵ Dabei geht es nicht um die einfache Negation der durch ein Denkmal ausgedrückten Botschaft. Vielmehr sollen beide Denkmäler idealerweise eine »didaktische Konstellation«⁴⁶ bilden, die die Betrachtenden zu einer möglichst aufgeklärten Auseinandersetzung mit der Vergangenheit auffordert. Über die – darin der Verschleierung entgegenarbeitende – mitunter schonungslose Beleuchtung derjenigen Vergangenheitsaspekte, die das Ausgangsdenkmal nicht vermittelt, soll das Gedenkenmal dessen tendenziöse Eigenschaften sichtbar werden lassen. Der mit dem Ausgangsdenkmal ausgedrückten These wird eine Gegenthese in Form eines anderen Denkmals entgegengestellt. Die Betrachtenden sollen auf diese Weise dazu angehalten werden, die argumentative Kraft beider Seiten gegeneinander abzuwägen und hieraus ihre eigenen Schlüsse ziehen.⁴⁷ Im Falle des ›Kriegsklotzes‹ erfolgte die Auslobung des bundesweiten Ideenwettbewerbs für die Umgestaltung des Denkmalplatzes bereits 1982.⁴⁸ Voraussetzung für die Vorschläge war, dass das Ausgangsdenkmal unverändert bleiben sollte, sodass erkennbar bliebe, worauf sich die mit dem Gedenkenmal ausgedrückte Kritik bezieht.⁴⁹ Von den 107 eingesandten Vorschlägen wurden drei von der Jury prämiert. Der aussichtsreichste Vorschlag stammte von den Stuttgarter Architekten Ulrich Böhme und Wulf Schneider. Er sah vor, mehrere Reihen von Holzskulpturen in einer Weise anzuordnen, die den Eindruck entstehen

tun. Eine Behauptung, die »durch die lückenlos dokumentierte Entstehungsgeschichte des Denkmals eindeutig widerlegt« ist. Vgl. *Wijsenbeek*, wie Anm. 22, S. 46 f.

44 Siehe hierzu die Ausschreibung zum Ideen-Wettbewerb der Staatlichen Pressestelle Hamburg vom 16.2.1982, zitiert nach *Wijsenbeek*, wie Anm. 22, S. 42.

45 Vgl. ebd., S. 18.

46 Ebd., S. 28.

47 Vgl. ebd., S. 28.

48 Die Schwierigkeiten, die der Errichtung eines (Gegen-)Denkmals entgegen stehen, zeigten sich auch in diesem Fall: Die Auslobung sollte bereits 1980 stattfinden, verzögerte sich jedoch um zwei Jahre, da sich keine privaten Mäzeninnen und Mäzene finden ließen, und die Finanzierung der Umgestaltungsmaßnahmen deshalb nicht gewährleistet war. Vgl. *Wijsenbeek*, wie Anm. 22, S. 41.

49 Siehe hierzu Anm. 43.

lässt, als stiegen die Soldaten aus dem Reliefband des Quaders hinab. Mit zunehmender Entfernung zum Denkmal sollten diese immer tiefer im Boden versinken und so den Marsch der Soldaten in den fast sicheren Tod versinnbildlichen.⁵⁰ Letztlich wurde aber auch dieser Vorschlag abgelehnt, mit der Begründung, dass die Initiatoren des Ausgangsdenkmals den Tod der Soldaten ja keineswegs verschwiegen, sondern sogar als sinnvolles Opfer propagiert hätten. Der beibehaltene Gleichschritt der hölzernen Soldaten und die damit gewährte militärische Ordnung seien nicht dazu geeignet, die Aussage des ›76er-Denkmal‹ ausreichend zu entkräften.⁵¹ So war es am Ende der Wiener Bildhauer Alfred Hrdlicka (1928–2009), seinerseits ehemaliges Mitglied eben der Jury, die über die eingereichten Vorschläge entscheiden sollte, dem die Gestaltung und die Errichtung eines Gegendenkmal überantwortet wurden.⁵² Sein ›Mahnmal gegen den Krieg‹ blieb aus finanziellen Gründen jedoch unvollendet, sodass lediglich zwei der geplanten vier Bestandteile des Denkmals fertiggestellt wurden: der ›Hamburger Feuersturm‹ und die ›Cap Arcona‹⁵³ (Abb. 2)⁵⁴.

In seiner unvollendeten Form gelingt es Hrdlickas Gegendenkmal dann auch kaum, die ihm zugedachte Rolle des Dialog eröffnenden, kritischen Gegengewichts zum Ausgangsdenkmal zu übernehmen.⁵⁵ Ursächlich hierfür ist vor allem der große Abstand, mit dem es zum ›Klotz‹ aufgestellt wurde. Beide Denkmäler liegen gut zwanzig Meter voneinander entfernt. Gemeinsam lassen sie sich nur aus einer einzigen Sichtachse und auch nur von einer Seite aus betrachten. Doch auch dann vermag das Gegendenkmal nicht die mit ihm beabsichtigte Wirkung zu entfalten, da die Beschaffenheit des ›Klotzes‹ aufgrund der großen Entfernung auf dessen quadratische Form reduziert wird. Weder das Relief aus marschierenden Soldaten noch die Inschriften lassen sich bei der gemeinsamen Betrachtung erkennen. Darüber hinaus ist die zwar drastische, aber nur schwer erkennbare Formensprache des Gegendenkmal kaum dazu geeignet, als zielgenauer und allgemein verständlicher Kommentar zum benachbarten ›76er-Denkmal‹ interpretiert zu werden. Auch deshalb nicht, weil Hrdlicka mit dem ›Feuersturm‹ und der ›Cap Arcona‹ zwei sehr spezifische historische Ereignisse gewählt hat, die zwar im Kontext des Zweiten Weltkrieges stattfanden, allerdings nur mit entsprechendem Vorwissen auf den ›Kriegsklotz‹ bezogen werden können. Die In-

50 Vgl. *Wijsenbeek*, wie Anm. 22, S. 43 f.

51 Vgl. ebd., S. 45.

52 Dass letztendlich Hrdlicka das Denkmal entwerfen und anfertigen sollte, wurde in der Bevölkerung und in Kunstkreisen mit einigem Unverständnis aufgenommen. Vgl. hierzu die Anm. ebd., S. 44.

53 Vgl. ebd., S. 46.

54 Bildquelle: <http://denkmalhamburg.de/gegendenkmal-von-alfred-hrdlicka/> (Stand: 19.10.2015).

55 Die nachfolgenden Eindrücke sind das Ergebnis einer gemeinsamen Begehung des Denkmalplatzes im Rahmen des Seminars »Der erinnerte Weltkrieg. Orte. Rituale. Artefakte«, das im Sommersemester 2014 unter der Leitung von Professorin Dr. Sabine Kienitz an der Universität Hamburg durchgeführt wurde.



Abb. 2: Alfred Hrdlickas unvollendetes Gedenkmal: links die ›Cap Arcona‹, rechts der ›Hamburger Feuersturm‹

terpretation des Mahnmals als Gedenkmal im Sinne des hier skizzierten Konzeptes erfordert also ein gewisses kulturelles Kapital⁵⁶: Die Betrachterinnen und Betrachter müssen um den historischen Kontext der abgebildeten Ereignisse wissen, um Hrdlickas Arbeit überhaupt als Gedenkmal verstehen zu können.

Vor dem Hintergrund der hier angeführten Kritikpunkte muss das ›Mahnmal gegen den Krieg‹ also zumindest im Hinblick auf seine Funktion als Gedenkmal zum ›Kriegsklotz‹ als misslungen angesehen werden. Das ›76er-Denkmal‹ kann weiterhin eine Sichtweise auf den Krieg ausdrücken, die für eine Mehrheit der Bevölkerung der Vergangenheit angehört. Als nach wie vor konfliktträchtiges Bauwerk demonstriert es damit aber auch weiterhin, dass Denkmäler, zumindest in ihrer klassischen Form, im Angesicht veränderter Normen und Werte immer Gefahr laufen, zu ›Steinen des Anstoßes‹ zu werden.

56 Vgl. zum Begriff des kulturellen Kapitals *Pierre Bourdieu: Der Habitus und der Raum der Lebensstile*. In: ders.: *Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main 1987, S. 277–311.

Fazit

Wie sich an der Geschichte der Kriegerdenkmäler in Deutschland ablesen lässt, besteht die Funktion von Denkmälern nicht in erster Linie darin, nachfolgenden Generationen einen ›korrekten‹ und vollständigen Zugang zur eigenen Vergangenheit zu ermöglichen. Vielmehr sind sie Ausdruck des ›politischen Gedächtnisses‹ ihrer Zeit und verweisen damit auf die politisch legitimierten und interessengeleiteten Vergangenheitsbezüge ihrer Initiatoren. Indem sie dazu auffordern, die in sie eingeschriebenen Bedeutungen als Teil der eigenen Vergangenheit anzuerkennen und sich also mit ihnen zu identifizieren, sind sie darauf ausgerichtet, das Selbstbild des Betrachters im Sinne ihrer Erbauer zu manipulieren. Besonders deutlich wird dies am Beispiel des ›76er-Denkmal‹ in Hamburg, dessen appellativer Charakter zusätzlich durch die angebrachten Inschriften expliziert wird.

Wie die Konfliktgeschichte des ›76er-Denkmal‹ am Ende des 20. Jahrhunderts zeigt, findet auch die Rezeption von Denkmälern stets aus dem Blickwinkel der Gegenwart statt. Während die Form und die Aussage des ›Kriegsklotzes‹ über Jahrzehnte hinweg unverändert erhalten geblieben sind, hat sich die Beschaffenheit des ›politischen Gedächtnisses‹ und damit die normative Bewertungsgrundlage der eigenen kollektiven Vergangenheit in dieser Zeit stark gewandelt. In der Konsequenz erscheint das ›76er-Denkmal‹ aus heutiger Sicht für viele Menschen überaltert und fungiert deshalb als ein ›Stein des Anstoßes‹. Neben der Errichtung eines unvollendeten und daher vielleicht nicht didaktisch erfolgreichen Gegendenkmal ist es deshalb in der Vergangenheit immer wieder zu Anschlägen auf den ›Klotz‹ gekommen. Auf der anderen Seite verweisen die anhaltenden Bemühungen um den Erhalt des Denkmal⁵⁷ darauf, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit sämtlichen kollektiven Erinnerungstendenzen zum Trotz im Kern der mündigen Reflexion jedes Einzelnen überlassen bleibt.



Hanno Schinke
c/o Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
20146 Hamburg
hanno.schinke@googlemail.com

57 Gemeint ist hier ebenfalls der Bund für Denkmal-Erhaltung e.V., Hamburg. <http://denkmal-erhaltung.com/verein.php> (Stand: 21. 12. 2015).